

In den Spuren einer albanischen Magd : Giuseppe Gangale

Autor(en): **Blanke, Huldrych**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **44 (2002)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In den Spuren einer albanischen Magd – Giuseppe Gangale



Giuseppe Gangale,
1920 als Student in Florenz.
(Foto Archiv Margarita Uffer)

von *Huldrych Blanke*

Giuseppe Gangale, der von 1943 bis 1949 bei den Bündner Romanen eine nicht unangefochtene Wirksamkeit als «Sprachbiologe» entfaltet, stammt aus Kalabrien, wo er am 7. März 1898 in Cirò am Jonischen Meer geboren wurde. Seine Eltern, die dort ein Landgut bewirtschafteten, waren Nachkommen albanischer, seit 1450 auf der Flucht vor der türkischen Herrschaft eingewanderter Immigranten, hatten sich aber kulturell und sprachlich der einheimischen Bevölkerung angepasst. Es sind die Knechte und Mägde, bei denen Giuseppe die albanische Muttersprache – das Arbe-

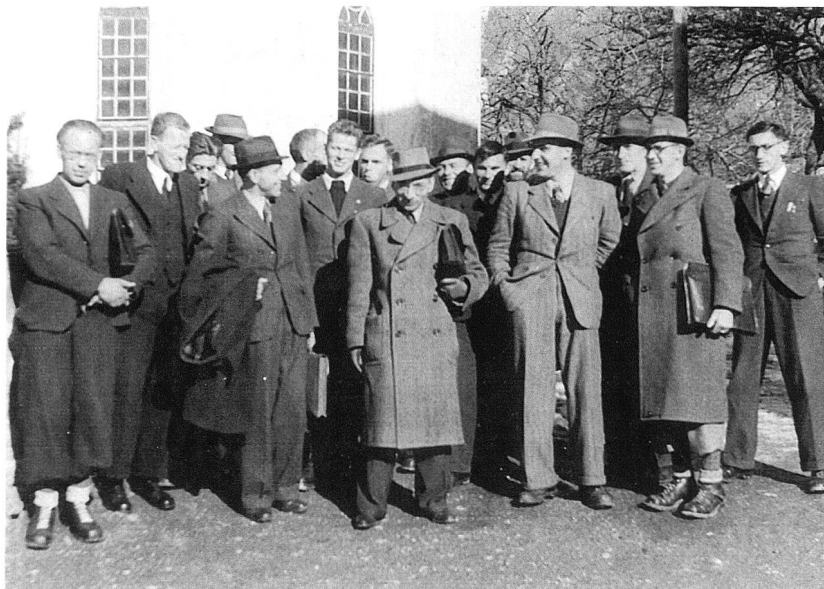
resch – kennen und verstehen lernt. Sein Studium absolviert er an der Universität Florenz, wo er die Fächer Philosophie und Philologie belegt und 1920 über Blaise Pascal doktoriert. Von Zweifeln bewegt, wird er von den Ideen der Reformation, besonders von ihrem Prinzip der «Rückkehr zu den Ursprüngen» angezogen, was zu einer Lebenswende und zur Taufe in der Kirche der Baptisten in Rom führt (1924). Der evangelischen Minderheit Italiens will er nun sein Leben widmen. Er wird Mitarbeiter, dann Redaktor der baptistischen Wochenschrift «Conscientia», die sich unter seiner Leitung zu einer evangelisch-kulturellen Zeitschrift entwickelt,

deren Stimme weitherum gehört wird. Er gründet einen evangelischen Verlag, «Doxa», der protestantische Literatur – von Luther bis Paul Tillich – auf Italienisch herausbringt. Doch gerät er mit seiner unerschrockenen, offenen Stimme in zunehmende Konflikte mit den Faschisten und sieht sich schliesslich, 1934, zur Emigration gezwungen.

Er wendet sich nun seinem philologischen Talente zu, insbesondere seinem Interesse für die europäischen Minderheitssprachen, das er an deutschen und skandinavischen Universitäten zu vertiefen sucht. 1943 kommt er mit dem Auftrag, das surselvische Werk des Prädikanten Stefan Gabriel zu studieren, aus Dänemark nach Graubünden, wo er die aktuellen Probleme der rätoromanischen Sprachminderheit kennenlernt. Er kehrt nicht mehr in das inzwischen von Nazideutschland besetzte Dänemark zurück und widmet sich mit ganzer Kraft der Wiederbelebung der bedrohten Sprache, speziell ihres kleinsten und gefährdetsten Idioms, des Rumantsch sutsilvan am Hinterrhein. Er beginnt eine sutselvische Bibelübersetzung, schafft und betreut rätoromanische Kindergärten, veranstaltet «sprachbiologische» Kurse für Schriftsteller, entwirft eine sutselvische Schriftsprache – wodurch er sich Freunde, aber auch Feinde

schaft. 1949 wird ihm von der Fremdenpolizei die Aufenthaltsbewilligung nicht mehr erneuert. Gangale kehrt nach Dänemark zurück, schliesslich in seine kalabrische Heimat. Die letzten Lebensjahre widmet der «pellegrino d'Europa» dem kleinen Volke seiner Herkunft, den Albanern in Kalabrien und ihrer Sprache. Er stirbt 1978 in Muralto im Tessin.

Die Erzählung «Martresa», die hier in einer deutschen Übersetzung vorgelegt wird, ist die Erste aus einer Reihe von Geschichten, die Gangale auf Romanisch verfasste. Sie ist im Gegensatz zu seinen spätern Texten, die alle im sutselvischen Idiom aufgezeichnet sind, auf Surselvisch geschrieben, stammt also aus der Zeit, da er sich mit dem surselvischen Werk des Prädikanten und Reformators Steffan Gabriel beschäftigte (1940 bis 1943). Ihre romanische Fassung – die auch als Sprachübung gedacht war und deshalb nicht ohne sprachliche Mängel ist – blieb unvollendet und ungedruckt. Doch ist der Text trotz seines fragmentarischen Charakters lesenswert und gibt Zeugnis von der schriftstellerischen Begabung seines Autors und seiner Motivation. Die albanische Magd, die noch zweimal in seinem Werk erscheint – in der sutselvischen Erzählung «Igl pàn» (Dùn da Nadal, Thusis 1946) und in dem aus dem Nachlass veröffentlichten, von einer italienischen Übersetzung und Interpretation begleiteten albanischen Gedicht «Moia Shkarfizota» (Sei Krotone 4, Crotone 1999) –, ist als wegweisende Symbolgestalt seines Lebens und Wirkens zu verstehen.



Giuseppe Gangale (Mitte) mit Mitarbeitern und Freunden anlässlich der Arbeitstagung von 1944 in Scharans, die die Schaffung einer sutselvischen Schriftsprache in die Wege leitete. (Foto Archiv Margarita Uffer)



Giuseppe Gangale mit seinem kalabrisch-albanischen Mitarbeiterkreis, ca. 1970 in Crotone. (Foto Archiv Margarita Uffer)

Als Grundlage für eine eingehendere Beschäftigung mit Giuseppe Gangale sei das (im Buchhandel noch erhältliche) Werk von Margarita Uffer Gangale empfohlen: Giuseppe Gangale. Ein Leben im Dienste der Minderheiten, Terra Grischuna Buchverlag, Chur 1986. In der Folge von Gedenkanlässen zu Gangales 100. Geburtstag (in Kalabrien und in

der Waldenser Kirche) sind weitere Publikationen über den eigenwilligen und einsatzbereiten christlichen Denker erschienen (in italienischer Sprache). Wir erwähnen hier: Anna Strumia e Davide Dalmas: Una resistenza spirituale. «Conscientia» 1922 bis 1927, Claudiana editrice, Torino 2000.

Martresa

Erzählung von
Giuseppe Gangale (Fragment)

Aus dem *Surselvischen*
von *Huldrych Blanke*

Es war einmal eine Magd, die hiess Martresa. Mehr als ihren Vornamen kenne ich nicht, denn was braucht man von einer Magd mehr zu wissen? Was bedeutet schon der Name ihrer Eltern – eines Menschenpaares unter Abertausenden, die Mägde und Knechte zeugen, Hungerleider wie sie, und jetzt auf diesem oder jenem Friedhof ruhen.

Martresas Eltern waren gestorben, als sie 14 Jahre alt war, zu der Zeit also, wo es galt, mit dem ererbten Beruf anzufangen. Doch in den Albaner Bergen gab es keine Stellen für Mägde, denn jeder hilft sich selber und sucht aus eigener Kraft davonzukommen.

Sie war deshalb von den Bergen hinuntergestiegen in die Ebene, wo die Menschen wie Fürsten leben. Sie wohnen in Steinhäusern und nicht in Höhlen, haben grosse Baumgärten, Wasser genug zu trinken und daneben das Meer, in das man in den heissen Sommermonaten eintauchen kann.

Sie war von ihrem Dorf steil abwärts ins Tal hinabgestiegen, immer mit dem Blick aufs Meer, das ihr den Weg wies. Dort lag am Ufer der gewaltigen blauen Wasserfläche weiss und stolz der Ort Tuor digls Aviuls. Es war nicht möglich sich zu verirren,

hatte Tante Rosa gesagt, als sie ihr zum Abschied ein schönes Stück Brot abschnitt. «Und wo du ein grosses Haus siehst», hatte sie angefügt: «Überall wo du ein grosses Haus siehst mit vielen Fenstern und sogar Balkonen, dort klopfst du an. Dort wohnen bestimmt reiche Leute, und vielleicht brauchen sie eine Magd. Aber pass auf die Hunde auf beim Tor.»

Nun war Martresa angekommen, barfuss nach einer siebenstündigen Wanderung. Sie war müde. Das schöne Stück Brot war längst verzehrt und verdaut, und sie hoffte, nun bald ein Haus mit vielen Fenstern, ja mit Balkonen und roten Blumen auf den Sims zu finden.

Martresa war, wie gesagt, 14 Jahre alt. Sie war nicht schön, hatte ein spitzes Kinn und den ernstesten Gesichtsausdruck einer Alten. Ihre Augen leuchteten nur, wenn sie ein Stück Brot zu essen bekam. Leider hatte sie auch viel zu grosse Füsse für ihr Alter, wie ihr selbst wohl bekannt war. «Martresa mit den grossen Füssen», hatten ihr die Buben oft nachgerufen, wenn sie mit der Wasserlast auf den Schultern über den Dorfplatz ging. Aber was kann man da machen, wenn man zu grosse Füsse hat? So oft war sie den Hügel hinabgesprungen und mit Wasser zurückgekommen (beim Dorf gab es kein Wasser, der Brunnen war drunten im Tal) – vielleicht hatte sie deswegen so grosse Füsse bekommen.

Jetzt sind ihre Füsse müde und staubbedeckt. Doch da, auf der rechten Seite, da ist ein grosses Haus mit Balkon und Blu-

men. Sie klopft an die Haustür, und ein Alter mit Bart streckt seinen Kopf zwischen den Blumen und Tulpen hervor. «Was willst du?»

«Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht eine Magd brauchen?»

«Du, eine Magd?», schreit der Alte. «Dazu bist du nicht gross genug. Wo sind deine Eltern?»

«Sie sind gestorben.»

«Woher kommst du?»

«Von den Albaner Bergen.»

«Sackerment», sagt der Alte. «Alle Albaner kommen heutzutage ins Tal herunter. Was glaubt ihr eigentlich? Dass da unten das Geld auf der Strasse liegt?»

Unterdessen erscheint neugierig eine Alte auf dem Balkon. «Was gibts, Pietro?»

«Nichts. Ein Albanermädchen, das eine Stelle sucht.»

Doch die Alte ist etwas schwerhörig und schreit: «Was sagst du?», und ihr Mann schreit ihr die Antwort ins Ohr.

«Ein Mädchen? Ich will keine jungen Mädchen in meinem Haus. Das gehört sich nicht. Wir haben jetzt einen Schwiegersohn in der Familie, und man weiss nie, was mit Weibsbildern alles passiert.»

Trotzdem streckt sie die Nase über ihr blühendes Sims und sieht ein noch kindliches, fast hässliches Mädchen mit nackten Füssen dastehen.

«Ja, wenn es denn sein muss, dann diese», sagt sie, plötzlich anderen Sinnes, zu ihrem Mann. «Man muss daran denken, dass unsere Tochter bald ein Büblein haben wird. – Lass mich reden», fügt sie hinzu und ruft zu dem Mädchen hinunter: «Wieviel willst du im Monat?»



Giuseppe Gangale, 1974, anlässlich eines Vortrages in San Demetrio Corone (Kalabrien). (Foto Archiv Margarita Uffer)

Martresa wollte antworten: «Das überlasse ich den Herrschaften», aber die Alte liess ihr nicht Zeit dazu und machte selber einen Vorschlag. «10 Lire im Monat, dazu wie üblich Verpflegung und Bett.»

«Ja», antwortete Martresa und sprang mit ihren grossen Füssen die Treppe hinauf ins Haus ihrer Herrschaft.

Nun hatte Martresa fast 20 Jahre bei der Familie Capalbo in Tuor digls Aviuls gedient. 20 Jahre lang war sie um fünf Uhr aufgestanden, hatte die Schweine, die Hühner und die Ziegen besorgt, hatte den Kaffee für die Herrschaften gemacht, während sie ihre Brotkruste mit Zwiebeln ass, hatte dem Kleinsten geholfen, die Kleider anzuziehen, hat-

te Holz und Wasser in die Küche getragen, das Mittagessen zubereitet, das schmutzige Geschirr abgewaschen und abgetrocknet, hatte auf die Kleinen aufgepasst, die während der heissen Nachmittagsstunden im Hof unten spielten. Um 5 Uhr hatte sie dann wieder das Feuer im Herd angezündet, gekocht, Schweine und Menschen gefüttert, abgewaschen, abgetrocknet, und schliesslich und endlich war sie zu Bett gegangen und hatte, da sie sich vor den Mäusen fürchtete, das Leintuch über den Kopf gezogen.

Sie hatte in diesen 20 Jahren aber auch ehrenvolle Aufgaben gehabt. Sie hatte den Leib des Grossvaters, als er gestorben war, gewaschen, bekleidet und in den Sarg gelegt, zwei Jahre

später denjenigen der Grossmutter; sie hatte die Kerzen angezündet und die Besucher eingelassen. Sie hatte den beiden älteren Töchtern geholfen, das weisse, aus leuchtender Seide genähte Brautkleid anzuziehen und den Kranz aus Orangenblüten aufzusetzen – ein Anblick, der für Martresa unvergesslich blieb.

Martresa hatte ihre Herrschaft nach deren Alter in drei Klassen eingeteilt: die Alten, die Jungen und die Kleinen. Die Alten, die unterdessen auf dem Friedhof ruhten, hatten nicht mehr nötig bedient zu werden. Die Kleinen hatten nicht mehr nötig, vorn und hinten gewaschen zu werden und die Mägdle zu plagen und zu lieblosen; sie hatten dazu jetzt andere Kreaturen gefunden. Die jungen Herr-

schaften aber waren grau geworden und hatten ihre eigenen Sorgen. Der Herr dachte an den Preis der Trauben, die Herrin nähte und stickte Tag und Nacht an der Aussteuer für die Töchter, die, so hoffte sie, früher oder später heiraten werden. Martresa hatte deshalb Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen.

In den schwülen Nachmittagsstunden des Sommers – wenn die Herrschaften in ihren Lehnstühlen schliefen, die Gesichter zur Abwehr der Fliegen mit einer Zeitung bedeckt – sass sie allein in der Stube und wartete auf die Stunde, da sie den Kaffee zubereiten sollte, und stopfte Strümpfe – nicht für sich selber, gewiss nicht. Sie brauchte keine Strümpfe – ihre Füße waren nackt wie vor 20 Jahren, und waren grösser geworden und hart wie Leder.

Sie arbeitete und träumte. Sie liebte diesen Platz in der Stube am Fenster, denn dort konnte sie zu den dunkelblauen Albaner Bergen unter dem hellblauen Himmel hinaufschauen. Weit in

der Ferne sah sie auf dem höchsten Gipfel einen grauen Punkt (oder glaubte ihn zu sehen). Das war die Kapelle des hl. Michael. Fast alles aus ihrer Jugendzeit hatte sie vergessen in diesen 20 Jahren: das Gesicht ihrer Eltern, auch ihre Muttersprache, die im Italienischen untergegangen war, aber der hl. Michael, der schöne junge Heilige, blieb ein unvergessenes Bild in ihrem verborgenen Glauben.

In den ersten Jahren hatte sie den Kindern von ihrem Heiligen erzählt, und ihr Gesicht begann zu leuchten und ihr Kauderwelsch wurde sicher und fest. Doch eines Tages hatte die Kleine gefragt: «Ist der hl. Michael stärker als unsere Madonna vom Libanon?», und Martresa hatte geantwortet: «Sicher.» Da war die Kleine schreiend zu ihrer Mutter gelaufen: «Mama!, hör nur! Martresa sagt, dass ihr hl. Michael stärker sei als unsere Madonna», und die Mutter hatte geantwortet: «So hör doch nicht auf das Geschwätz einer Albanerin, du Närrin.»

Martresa aber, die im Nebenzimmer alles vernommen hatte, schwieg und erzählte von jetzt an nicht mehr vom hl. Michael.

Ja, viele Jahre waren vergangen. Der hl. Michael blieb jung in seiner Kapelle, Martresa aber spürte, dass die Jahre vergingen, immer schneller vergingen. Kann man alt werden ohne jung gewesen zu sein? Sie wusste nicht, was das heisst, jung sein, doch war sie auf einmal von Unruhe, ja Ungeduld geplagt und träumte ohne zu wissen was und sehnte sich darnach, dass etwas Neues geschehe . . .

Sie war jetzt reich. Sie hatte in diesen 20 Jahren 2000 Lire gespart. Die Welt lag vor ihr, wie man sie ausgebreitet sieht von einem Balkon aus, und sagte: Befiehl!

So geschah es, dass sie sich mit diesem Geld einen Ehemann kaufte. Nicht so, natürlich, wie man sich etwas im Laden kauft.

Aber der Ehemann kam zu ihr . . .